

(Nachdruck verboten.)

Was ist Ruhm?

21]

Roman von Max Kreßer.

Lorenzen lachte wie in zufriedenster Zeit. „Kann er ja gar nicht. Dafür hat er nichts übrig in seiner Kunst, verstehen Sie. Der Ton würde ihm frieren. Er soll ruhig seine Männer kneten, und der Ruhm ist doch ein Weib, wie Walzmann sagt.“

Sie lächelte ungläubig. „Kraft und Wille sind Ruhm, wissen Sie das? Und die hat er, glaub' ich. Das werden Sie doch zugeben, nicht? Sie aber haben gar keinen Willen, keine Spur. Wenn Sie nur 'ne Schürze sehen, dann sind Sie weg.“

Zwei Abende vorher war er, wie mehrmals in der letzten Zeit, wiederum bei Heilke gewesen und hatte allerlei Ausschneidereien zum besten gegeben, sobald es sich um Marianne drehte, und aus einem bestimmten Grunde hatte sie sich darüber erboft, was jetzt zum Ausdruck kam, ohne daß er es darauf bezog.

Blögglich war ihm das zu viel. Er wischte sich die tonbeschmierten Finger an dem Lappen ab, der über der Stuhllehne hing, schritt auf sie zu und tat so, als wollte er ihrem Arm leicht eine andere Wendung geben; dann aber drückte er rasch ihren Kopf nach hinten über und küßte sie lange und heiß, so daß ihr fast der Atem ausging. „So, da hast Du meinen Willen,“ sagte er dann lachend und drehte ihr den Rücken, als hätte das endlich so kommen müssen und nicht anders.

Es geschah zum ersten Male, daß er sich das herausnahm, wozu er schon längst das Verlangen gefühlt hatte, ohne den rechten Mut zu finden, weil er seine Natur genau kannte und wußte, daß er dann auf diesem Wege weiterschreiten müsse. Sie schrie nicht auf und wehrte sich nicht, aber wie das Opfer eines Ueberfalls, das vergeblich nach Worten sucht, sank sie auf ihren Stuhl und rang, glühend rot geworden, nach Luft.

Kempen trat herein und merkte sofort, daß etwas vorgefallen war. Als sein Blick aber fragend auf Lorenzen ging, half Klara diesem aus der Verlegenheit, indem sie leise sagte: „Mir ist ganz schlecht geworden, geben Sie mir doch etwas Wasser.“

Der Blonde verstand sie. „Nanu, was ist denn los?“ fragte er munter, wobei er den Ueberraschten spielte. Bevor er jedoch ihren Wunsch erfüllen konnte, hatte sich schon Kempen um sie bemüht, allerdings wie jemand, der sich dabei seine eignen Gedanken macht. Als sie dann aber mit vollen Zügen trank, weil sie wirklich das Bedürfnis fühlte, sich zu kühlen, glaubte er ihr, schon um Lorenzens wegen, der so tat, als hätte sich das alles hinter seinem Rücken abgespielt, und nun wacker auf Sörgel schimpfte, der heut wieder einmal eingekackelt habe, als läge noch Schnee und Eis auf den Dächern. Und da es wirklich auffallend warm im Atelier war, so öffnete er die Tür und ließ die frische Luft herein, die noch die Kühle des spät ersterbenden Winters trug.

„Geh'n Sie doch ein bißchen in den Garten,“ sagte Kempen und trat dann gleichzeitig mit ihr ins Freie, während Lorenzen lauernd in der geöffneten Tür stehen blieb.

Es war in den ersten Tagen des Aprils, der in der Nacht unerwartet starken Reif gebracht hatte, dessen letzte Feuchtigkeit noch auf den schwarzen Ästen der kahlen Bäume lag. Verstohlen irrten die Sonnenstrahlen zur Erde herab, aus der bereits der herbe Geruch des siegenden Frühlings drang. Die Spaten hüpfen auf den Zweigen, wühlten in den welken Blättern am Boden und suchten sich die letzten Krümel zusammen, die Kempen ihnen an jedem Morgen hinzustreuen pflegte. Mit großem Lärm stoben sie nun auseinander, setzten ihr Konzert an sicherer Stelle fort und flogen dann hinter dem Rücken der beiden einzeln wieder zum Futterplatz. Seitwärts starrten die riesigen Kalkwände der Sinterhäuser, geradeaus jedoch konnte man in den trostlosen Nebengarten blicken; aus einem Fenster des Vorderhauses aber schallte das lustige Pfeifen eines Burschen herunter, der in der Küche stand und Stiefel putzte. Man sah deutlich seine gestreifte Jade, das Rot seiner Soldatenmütze und den Gang der Bürste auf dem blanken Leder.

„Hat er sich etwas gegen Sie herausgenommen?“ fragte Kempen, in dem das Mißtrauen wieder erwachte.

Sie lachte. „Wer? Herr Lorenzen? Aber ich bitte Sie!“ Während sie log, um die Eintracht nicht zu stören, blickte sie zu Boden, um seinem scharfen Auge zu entgehen; aber dabei fühlte sie doch, wie der Kopf ihr wieder glühte und die Rippen ihr immer noch auf den Rippen brannten.

„Es hätte doch sein können,“ knurrte Kempen hervor, ohne den Mut zu finden, noch etwas hinzuzufügen.

Lorenzen, der ebenfalls über die Schwelle getreten war, stand hinter dem kleinen Anbau und hörte deutlich, was sie sprachen; und als er ihre Schritte wieder näher vernahm, zog er sich zurück und lächelte still vor sich hin, ohne sich etwas Böses dabei zu denken.

Heute kam er nicht mehr recht zum arbeiten, was wohl daran lag, daß Klara sich sehr zerstreut benahm und jedesmal fortblickte, sobald seine Augen wie verlangend sie suchten. Er war auch plötzlich in einen künstlerischen Widerstreit mit sich geraten, den er zuletzt mit Kempen gehörig ausfechten mußte. Die Figur der Poesie erschien ihm zu wenig reizvoll, weil sie zu sehr besleidet war. Er wollte sie freier gestalten, in der oberen Partie mehr enthüllt zeigen, gelockt durch Klaras jugendliche Form, die er vorerst nur ahnte. Kempen, der die Notwendigkeit dazu nicht ein sah, riet ihm davon ab; er jedoch blieb fest, schon um dadurch Klara allmählich ganz für seine Kunst zu gewinnen. Ihr Lob Kempens hatte überdies seinen Widerspruch herausgefordert, ihn plötzlich an seine künstlerische Selbständigkeit erinnert, die er unter allen Umständen endlich einmal beweisen müsse.

„Sie wird Dir dazu nicht stehen, nimm doch die Schlenner,“ sagte Kempen, der ihm diese harmlose Niederlage gern gegönnt hätte.

„Wollen abwarten,“ erwiderte Lorenzen fröhlich, schon seines Sieges gewiß. Und um die Sache zu bemängeln, beobachtete er Grete gehörig mit unartigen Bemerkungen. Sie werde immer schwammiger und zuletzt noch in ihrem Fett wegschwimmen, wenn sie ihr gutes Leben weiter fortsetze.

Seit einiger Zeit hatte sie einen ständigen Verehrer gefunden, der sie so festhielt, daß sie eigentlich nur noch aus Gewohnheit hin und wieder in den Ateliers auftauchte, um zu erforschen, ob ihre Schönheit noch nicht gelitten habe.

„Es gibt auch noch andere, hol doch die Höflich, die hat jetzt Zeit,“ wandte Kempen wieder ein, wobei er noch besonders auf die gesuchte Modell hinwies, dessen wundervolle Hüfte die Künstler immer wieder zu Hilfe nahmen.

„Genügt mir nicht,“ gab Lorenzen unverwundlich zurück, ungefähr wie jemand, der von einem neuen Wunder bereits überzeugt ist.

„Na, dann verbrenn Dir die Finger,“ quetschte Kempen zum Schluß hervor, fast ergrimmt über diese Fähigkeit des Freundes, gegen dessen glattes Gesicht er niemals aufzukommen glaubte. Seit Wochen schon gingen merkwürdige Kämpfe in ihm vor, die er in einsamen Stunden mit Gewalt unterdrückte, die aber immer wieder zum Durchbruch kamen, sobald sich morgens die Ateliertür öffnete und die braune Gaze übermütig hereingewirbelt kam. Dann regte sich etwas in ihm, das er nie gekannt hatte, was er früher für ein dünnes Gefühl erklärt haben würde, das er jetzt aber wie eine neue, noch unbewußte Offenbarung empfand, die ihn in allen seinen Grundsätzen wankend machte. Er sah das Weib, und sah es wieder nicht; sah das Kind in ihm, wie es lachte und scherzte, sah dann das voll erblühte Mädchen, dessen Jugend so felsam der Klugheit widersprach, mit der sie die ganze Künstlerwirtschaft begriff. Und jedesmal, sobald er seine Rauheit zeigen wollte, bezwangen ihn ihr offener Blick und die Harmlosigkeit ihres Wesens, die einen süßen Zauber auf ihn auszuüben begannen; was sonst für ihn nur Sache war, wurde zur Persönlichkeit, gegen die er gleichsam sich wehrte wie gegen einen Feind, der allmählich Besitz von ihm zu ergreifen drohte.

Lorenzen verbrannte sich wirklich die Finger.

„Niemals, niemals tue ich das!“ rief sie ihm mit jener fragwürdigen Bestimmtheit des Weibes zu, das im Innern ganz anders denkt, durch den aufwallenden Jörn sich aber fortreißen läßt. „Ich sagte Ihnen doch gleich... Dazu haben Sie doch die gewöhnlichen Modelle.“

Hänsel und Gretel.^{*)}

Und dabei dachte sie an jenen Tag vor Jahren, wo sie in der kleinen Bude der beiden saß und seine Hand rauh nach ihrem zarten Halse griff.

Lorenzens blaue Augen lachten, als er sie so in stolzer Wertwahrung sah, denn er konnte sie nicht begreifen. „Sie sind mal gut,“ sagte er dann heiter. „Das ist doch nicht so schlimm. Nur die Schultern.“

„Und dann ein bißchen mehr, nicht wahr?“ warf sie spöttisch ein.

Mit gut gemachtem Ernst setzte er ihr auseinander, daß sie sich eigentlich nicht weiter zu enthüllen brauchte, als wie jede hübsche Balldame, die ihre Reiderinnen herausfordern wolle. Und was da jeder freche Gaffer anstaunen könne, was ihm hellen Licht der Lampen manchem als Entweihung dünke, sei hier im kleinen Heiligtum der Kunst etwas Notwendiges, worüber man sich mit Seelengröße hinwegsetzen müsse.

„Sehr gut gesagt,“ brummte Kempfen, der hinter der Weinwand stand und seinen Löwentämpfer in Ueberlebensgröße anwarf, so daß man das Klatschen der Tonmassen hörte. Während er ernst schaffte, den schönen Adolph zur Seite, ließ er sich kein Wort entgehen, das drüben gesprochen wurde. Dann, als erhöhter Widerstand folgte, verzog er den Mund zu einem Grinsen der Genugtuung.

„Das ist ganz etwas anderes,“ sagte sie wieder. „Erlaubt ist, was sich schickt.“

„Ich erlaube es Ihnen ja,“ warf Lorenzen herablassend ein.

Sie lachte laut auf. „Wie gnädig von Ihnen, aber eins schickt sich nicht für alle. Bankten wir uns doch nicht darüber.“

Lorenzen wurde ärgerlich. „Dem Reinen ist alles rein,“ fuhr er auf und warf einen Schemel zur Seite, so daß er kollerte. „Wenn Sie so eigensinnig sind, kann ich nicht weiterarbeiten.“

„Tut mir leid, Herr Lorenzen, dann muß ich gehn. Ich wäre die Letzte, die Sie in Ihrer Kunst störte.“

„Dummheit. Bleiben Sie nur,“ rief nun Kempfen aus, der diese Auseinandersetzung peinlich fand, da Sörgel sich fortwährend darüber vergnügte.

Lorenzen, der nun sah, wie sie den Stuhl rückte, und schon alles verloren glaubte, lenkte ein. Ein Rätsel stand vor ihm, das er nicht zu lösen vermochte. Längst hatte er sich gesagt, daß er ihr nicht gleichgültig sein müsse, denn sonst hätte sie Kempfen nicht angelogen, um ihm, Lorenzen, gefällig zu sein. Ob aus Furcht oder aus Scham, darüber wollte er sich nicht den Kopf zerbrechen. Tatsache war, daß er ihre Ohnmacht unter seinen heißen Rüssen empfunden hatte. Aber so waren sie seiner Meinung nach alle: sie verstellten sich erst, bis sie sich schließlich wunderten, daß man so viele Umstände mit ihnen machte. Dieses Fräulein Zimmerlich aber gab ihm besonders zu denken.

„Weshalb sträuben Sie sich denn eigentlich?“ fragte er spöttisch. „Haben Sie schiefe Schultern?“

Sörgel lachte so laut, daß Kempfen ihm das verwies. Klara jedoch blieb ruhig. „Für Sie immer,“ erwiderte sie; dann aber, heiter davon berührt, fügte sie lustig hinzu: „Das sollten Sie doch schon längst bemerkt haben.“

Lorenzen stieg das Blut zu Kopf; an dem Leuchten ihrer Augen sah er, daß sie ihn damit nur reizen wollte. Und in dieser Stimmung bekam er einen Einfall, den er schwer unterdrücken konnte. „Ja, dann muß ich Kempfen schon bitten, ein gutes Wort für mich einzulegen. Vielleicht hat er mehr Glück bei Ihnen.“

„Kann schon sein,“ fiel sie vergnügt ein; und laut rief sie nach der anderen Seite hinüber: „Nicht wahr, Herr Kempfen, wir würden uns schon besser vertragen.“

Lorenzens lautes Lachen erstarrte, er wußte nicht, geschah es aus Groll oder aus Mitleid mit dem Freund, der in dieser Weise aufgezogen werden sollte.

Aber schon nach zwei Tagen war er anderer Meinung. Als er erst gegen Mittag in das Atelier kam, da Heille ihn in irgendeiner Angelegenheit zu sich gebeten hatte, stand Kempfen vor der Skizze und modellierte ihre nackten Schultern. Hinter dem Rücken des Freundes hatte er sich rasch an die Arbeit gemacht, um ihn, wenn er käme, mit der vollbrachten Tat zu überraschen. Einige Augenblicke nur sah Lorenzen ihre Haut leuchten; dann hatte sie sich rasch nach einem leichten Aufschrei mit einem Tuch verhüllt.

„Nun hättest Du auch noch bleiben können,“ stieß Kempfen, der im besten Zuge war, ärgerlich hervor. Der Triumph des Künstlers sprach aus ihm, dem das gewährt worden war, was man dem andern verweigert hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Es war einmal ein Holzhauer, der lebte mit seiner Frau und zwei Kindern in einer Waldhütte. Obwohl sie sich beinahe alle zwei Tage satt essen konnten, waren die Leute doch sehr unzufrieden. Das ist kein Wunder, denn der Mann war im Verband der Land-, Wald- und Weinbergarbeiter organisiert und mußte mit seinen Arbeitergroßden August Bebel, Paul Singer und Rosa Luxemburg mästen. (Es half aber nichts, denn die drei waren zu gefräßig und wurden nicht fett.)

Die Kinder hießen Hänsel und Gretel. Eines Abends, es war nach der letzten Finanzreform, hegte der Mann seine Frau auf und sagte: „Ach Frau, wie wollen wir nur die Kinder durchbringen, da der Winter herankommt, und wir für uns selbst nichts haben.“ Die Mutter las gerade in der „Gleichheit“ und darum sagte sie natürlich: „Führe sie in den Wald, gib jedem noch ein Stück trockenes Brot, mach' ihnen ein Feuer und überlasse sie ihrem Schicksal.“

Die Kinder hatten nur so getan, als ob sie schliefen, denn sozialdemokratische Kinder heucheln von klein auf. Gretel fing an zu flennen, aber Hänsel sagte, sie solle nur ruhig sein. Dann stand der frühverdorbene Bengel auf, stahl in des reichen Nachbarn Garten die schönsten weißen Kieselsteine vom Wege und legte sich wieder schlafen.

Am Morgen ging der Vater mit den Kindern in den Wald. Hänsel ging zuletzt, und als man die Hütte nicht mehr sehen konnte, ließ er alle paar Schritte ein Steinchen fallen, wodurch die freie Gottesnatur wahrhaftig nicht verschönert wurde. Das machte er ganz heimlich, wie er es bei seinem Vater gesehen hatte, wenn dieser gottlose Mann Sonntags während der Kirchzeit Flugblätter verbreitete.

Als sie im tiefen Walde waren, begingen sie Holzfrevel, indem sie lauter Reifig stahlen, und zündeten ein Feuer an, obwohl die Forstverwaltung das extra verboten hatte. Der Vater sagte zu den Kindern: „Legt Euch schlafen, ich will Holz fällen.“ Das war aber gelogen wie in einer sozialdemokratischen Versammlung, denn der Mann ging einfach nach Hause. Als die Kinder erwachten, war es schon Mittag. Sie aßen ihr Brot und warteten auf die Eltern. Aber die kamen nicht. Als es dunkel wurde, gingen Hänsel und Gretel nicht etwa, wie artige Kinder es getan hätten, zu Bett, sondern sie stroschten durch den Wald nach Hause, wobei ihnen die vom Mond beleuchteten gestohlenen Kieselsteine den Weg zeigten. Erst gegen Morgen kamen sie zu Hause an. Die Eltern hatten es schon mit der Angst gekriegt wegen der Polizei und taten ganz froh, daß die Kinder wieder da waren, ehe jemand etwas gemerkt hatte.

Aber bald danach, als der Vater wieder einmal seinen gewaltigen Beitrag für die sozialdemokratische Kasse bezahlt hatte (er steht jeden Monat in der Partei-Quittung als A. B. mit 100 Mark!), da hatten sie natürlich wieder nichts zu beissen. Es ging ganz wie beim ersten Mal. Wieder hörten die ungeratenen Kinder, wie ihre schlechten Eltern berieten. Aber diesmal hatte die schlaue Mutter heimtückisch die Türe zugemacht und Hänsel konnte nicht hinaus, des reichen Nachbarn Steine stehlen. Doch der verschmitzte Junge wußte Rat. Auf dem Wege durch den Wald hielt er ein Stück trockenes Brot hinter dem Rücken und zerbröckelte die schöne Gottesgabe, denn er glaubte in seiner Dummheit, die Krumen würden da nachher noch liegen und ihnen den Weg weisen. Aber es kam anders. Als Hänsel und Gretel (schon die Namen zeigen, was für gewöhnliche Kinder es waren) sich am Abend aufmachten, waren die Krumen verschwunden. Die Waldbögel hatten sie natürlich aufgefressen. Kinder aus guter Familie würden auch nie so töricht gehandelt haben, sondern hätten ihr belegtes Brot für sich behalten. Die beiden fingen denn auch richtig an zu heulen und schliefen hungrig im Wald, wie richtige Strolche. Am anderen Morgen stahlen sie sich Erd- und Waldbeeren, obwohl sie keinen Erlaubnisschein zum Pflücken hatten, und aßen sich damit voll. Dann irrten sie umher, bis sie ein kleines Häuschen fanden, das ganz aus Brot gemacht ist. Nur das Dach bestand aus Eierkuchen, und die Fenster waren von durchsichtigem Randszucker. Das war etwas für die gierigen Mäcker. Sie aßen nicht etwa, wie es armen Kindern zukommt, vom Brot, sondern gleich vom Eierkuchendach. Natürlich machten sie auch zwei Fenster-scheiben kaputt und fraßen sie radikal auf.

Aber Gott läßt sich nicht ungestraft spotten. Eine Stimme ertönte innen:

„Knusper, knusper, knuschen!
Wer knuspert an meinem Häuschen?“

Die verlogenen Kinder antworteten frech:

„Der Wind, der Wind,
das himmlische Kind!“

und schlangen weiter, weil sie als richtige Sozialdemokratenkinder eben nie genug kriegen konnten.

Da ging die Türe auf und eine alte Dame kam herans. Hänsel und Gretel, feige und mit schlechtem Gewissen, wie solche Kinder sind, erschrafen sehr. Aber die alte Dame lud sie ein, hineinzukommen. Drinnen trug sie ihnen viele gute Sachen auf, die Kinder genierten sich keinen Augenblick, sagten auch nicht danke, sondern stopften sich gierig voll. Schließlich wurden sie von der alten Dame in zwei weiße Bettchen

^{*)} Aus der Sammlung „Deutsche Märchen“. Bearbeitet und für die nationale Kinderwelt herausgegeben vom Reichsverband gegen die Sozialdemokratie. Leipzig 1911.

gebracht (eins wäre auch genug gewesen), und schliefen, ohne zu beten, ein. Das sollte ihnen schlecht bekommen. Zur Strafe, weil sie nicht gebetet hatten, sperrte die fromme alte Dame den Hängel am anderen Morgen ein. Die Gretel aber ließ sie tilschtig Hausarbeit tun von früh bis spät und machte dabei eifrig von dem Püchtingrecht Gebrauch, das ihr laut Gefindeordnung zustand. Die ungeratenen Kinder weinten und schrien, aber das half ihnen nichts. Die alte Dame drohte ihnen mit der Polizei und da wurden sie ganz still. Denn sie mußten sehr gut, daß der Gendarm ihre Eltern und sie selber sowieso auf den Strich hatte, weil sie Sozialdemokraten waren. Aber heimlich schmiedete Gretel einen ruchlosen Plan, wie ihr nur so vaterlandslose Kinder erfinden können. Die alte Dame wollte nämlich Brot backen, und Gretel sollte sich auf die Schiebeschaukel setzen, damit sie hineingeschoben würde und sehen könnte, ob das Brot schon braun wäre. Gretel stellte sich dum, vielleicht war sie's auch wirklich, und als die Dame ihr vormachte, wie sie gucken sollte, und sich auf die Schiebeschaukel setzte, schob das schändliche Mädchen am Stiel, soweit es ging, schlug die eiserne Tür zu und ließ die fromme alte Dame drinnen verbrennen. Hierauf machte sich das früh verdorbene Kind der Gefangenenbefreiung schuldig, indem es seinem Bruder die Tür aufschloß, und beide waren schwach genug, vor Freude über die gelungene Schandtat in die Hände zu klatschen und zu tanzen.

Das ist die Frucht sozialdemokratischer Kindererziehung. Aber nicht genug, daß die Kinder die fromme alte Dame ermordet hatten, sie durchsuchten auch noch das Haus von oben bis unten und stahlen, was sie kriegen konnten: einen Strumpf mit Goldstickereien, ein Sparlassenbuch über hunderttausend Mark und den ganzen wertvollen Schmutz der alten Dame. Dann stieg Hängel auf das Dach, hielt Umschau und merkte sich die Richtung, in der sie gehen mußten, um aus dem Walde zu kommen. Wahrscheinlich war das aber nur ein Vorwand und er wollte in Wirklichkeit nachsehen, ob nicht unter den Fierluchens-Dachziegeln noch mehr Geld versteckt wäre.

Mit den gestohlenen Sachen machten sich Hängel und Gretel auf den Heimweg. Gerade als sie zu Hause ankamen, sollten ihre Eltern abgeführt werden wegen Verdachts des Kindesmordes. Die verlogenen Kinder schwindelten dem Gendarmen vor, sie hätten sich nur im Walde verirrt, und er mußte unverrichteter Dinge abziehen. Dann packten sie den Strumpf und den Schmutz und das Sparlassenbuch aus, und die Eltern waren obendrein noch sehr erfreut. Mit einem Teil des gestohlenen Geldes, das sie einfach unterschlugen, unterfügten sie die sozialdemokratische Parteiklasse unter dem Zeichen „Nordische Wasserlane“. Dann kauften sie sich das Schloß Wefels am Rührer See und lebten herrlich und in Freuden. So machen es die Sozialdemokraten, um reich zu werden.

Rudolf Franz.
(Nachdruck verboten.)

Das Aufhören des Lebens ohne Tod.

Von Dr. Ludwig Stabj.

Wenn in der strengen Zeit des Winters Wald und Feld unter einer tiefen Schneedecke begraben liegen, wenn selbst der munter plätschernde Bach und der breit sich dahinwälzende Strom in eisige Wände gefesselt sind und rings in der Natur tiefe Ruhe herrscht, dann ist, wie wir zu sagen pflegen, das Naturleben erloschen und erstorben. Wir sagen so, trotzdem wir wissen, daß die weiße Decke kein Leichentuch, sondern eine Schutzdecke ist, unter der das Leben nicht nur nicht aufhört, sondern nicht einmal ruht, denn in der festgeschlossenen Knappe sowohl, wie in der ruhig daliegenden Schmetterlingspuppe und dem in todähnlichem Schlafe verharrenden Tiere gehen fortwährend Veränderungen vor sich. Ununterbrochen sind die Lebenskräfte tätig und der Stoffwechsel ruht nicht, wenn er auch sehr verlangsamt und verringert wird. Sobald das Leben ruht, d. h. sobald die Tätigkeit des Stoffwechsels aufhört, tritt für gewöhnlich der Tod ein und durch keine noch so günstigen Lebensbedingungen ist die erloschene Lebensfähigkeit wieder hervorzurufen. Für gewöhnlich, aber nicht immer tritt der Tod ein, denn es gibt in der Tat einige Fälle, in denen das Leben als vollkommen erloschen angesehen werden muß, wo alle Lebensfähigkeit völlig aufgehört und wo trotzdem das Leben wieder von neuem erweckt werden kann. Wir wollen im folgenden diesen eigentümlichen Zustand, der nicht Leben und nicht Tod bedeutet, an einigen interessanten Beispielen näher erörtern.

Sowohl in der Pflanzen- wie in der Tierwelt finden wir diesen Zustand, den der Physiologe Preyer den anabiotischen, wiederbelebungsfähigen genannt hat. Der anabiotische Zustand ist bei Pflanzen im embryonalen Stadium nicht gerade selten, denn wir wissen, daß die in manchen Pflanzensamen vorhandene Lebenskraft sehr lange ruhen kann, ohne die Fähigkeit zu verlieren, wieder zu neuem Leben zu erwachen. Man hat trodene Samen und Körner, wie Linsen, Widen, Weizen usw., stundenlang einer Troden-temperatur von 100 Grad Celsius ausgesetzt und ein großer Prozentsatz keimte doch nach erfolgter Einsäung; 50 bis 100 Jahre alte Bohnen hat man mit gutem Erfolg gepflanzt, ihre Keimkraft war während der langen Zeit nicht verloren gegangen. Wir haben aber noch Beispiele von bedeutend längerer Vegetationsruhe. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden in Frankreich eine Anzahl römischer Steinlärge aufgefunden, die sicheren An-

zeichen nach aus dem dritten oder vierten Jahrhundert n. Chr. stammten und in denen die Schädel auf einer Unterlage angehäufte Samen ruhten. Die Samen wurden in Blumentöpfe eingesät und aus ihnen eine große Anzahl Pflanzen gezogen, die Blüten und Früchte trugen. Das Leben dieser Samen hat also die ungeheure Zeit von 1500 Jahren geruht, ohne zu erlöschen. Dagegen ist es, wie wir bemerken wollen, nicht gelungen, den wie verholzt aussehenden Weizen aus den Mumien Ägyptens zum Keimen zu bringen.

Ist nun schon diese lange Vegetationsruhe der Pflanzen bemerkenswert, so könnte man doch annehmen, daß in ihnen noch immer Spuren von Feuchtigkeit vorhanden waren, die genügt, die Lebenskraft zu erhalten. Diese Annahme fällt aber fort, wenn wir die Anabiose im Tierreich betrachten, wo wir sehen, daß nicht Embryonen, sondern die völlig ausgebildeten Tiere in den leblosen Zustand versinken können, und es ist erstaunlich, daß selbst hochorganisierte Tiere, sogar Wirbeltiere, anabiotisch werden können, wie neuere Versuche erwiesen haben.

Der erste, der die Beobachtung des anabiotischen Zustandes machte, war der holländische Gelehrte Leuwenhoek, der die Welt der kleinsten Lebewesen, der Infusorien, der Wissenschaft erschloß. Im Jahre 1701 fand er zu seinem Erstaunen in völlig trockenem Staube aus einer Dachrinne nach der Anfeuchtung desselben eine große Anzahl lebender Wesen, die mittels eines radförmigen Kranges von Wimpern sich lebhaft hin- und herbewegten. Wurde nach wochen- und monatelanger Eintrocknung der Staub wieder angefeuchtet, so erwachten die darin enthaltenen Nädertierechen sofort wieder zu neuem Leben. Mit anderen kleinen Lebewesen machte man dieselbe Erfahrung, so konnten die winzigen Weizenälchen, die den Faulbrand des Weizens verursachen, nach einer 27 Jahre währenden Eintrocknung durch Anfeuchten wieder zum Leben erweckt werden. Der Versuch ist vielmals mit demselben Erfolge wiederholt worden und man kann auch nicht annehmen, daß noch geringe Mengen Feuchtigkeit in dem Körper der Tierchen zurückblieben, denn wenn die Nädertiere nach völliger Austrocknung lange Zeit im luftleeren Raume gehalten wurden, in dem sie doch sicher den letzten Rest von Feuchtigkeit verloren, erwachten sie bei Anfeuchtung doch wieder zu neuem Leben. Wir haben es hier also mit einem wirklichen Aufhören aller Lebensfunktionen zu tun, das doch nicht Tod bedeutet, sondern dem wieder neues Leben folgt.

Außer der Eintrocknung kann der Lebensstillstand aber auch andere Ursache haben, das Einfrieren. Es leuchtet ein, daß ein durch und durch gefrorenes Tier keinerlei Lebensfunktionen, auch nicht die geringsten mehr, verrichten kann. Alle Säfte sind zu Eis erstarrt, das Blut liegt als feste Masse bewegungslos in den Gefäßen, der ganze Körper zeigt nicht eine Spur von Leben und doch gibt es viele Tiere, die in diesem Zustand nicht tot sind, sondern beim Auftauen wieder neues Leben bekommen. Der französische Gelehrte Professor Bictet hat Versuche über die Einwirkung niedriger Temperaturen auf den Organismus von Lebewesen aufgestellt und er fand höchst interessante Ergebnisse.

Professor Bictet brachte die völlig gefunden, normalen Tiere in einen Kälteschacht, d. h. in einen Behälter, der rings von Kältemischungen umgeben war und in dem er ganz nach Belieben eine Temperatur bis zu 200 Grad unter Null konstant erhalten konnte. Analog der Tatsache, daß warmblütige Tiere, auch der Mensch, hohe Wärmegrade in trockener Luft längere Zeit ohne Schaden ertragen können, zeigte sich hier, daß dasselbe bei hohen Kältegraden der Fall ist, vorausgesetzt natürlich, daß die Kälte ebenfalls eine trodene ist. Es mußte daher bei den Versuchen streng vermieden werden, die Tiere mit der Wandung des Gefäßes oder mit der Kältemischung selbst in Verührung zu bringen, da dann sofort die bösesten, sehr schwer heilenden Wunden entstanden. Die in der Luft lebenden Tiere wurden also alle der trodenen Kälte ausgesetzt, während Wassertiere in Eis gefroren auf eine sehr niedrige Temperatur gebracht wurden; Bakterien und andere kleinste Organismen wurden sogar direkt in flüssige Luft eingelegt, die eine Temperatur von 200 Grad unter Null zeigte.

Infusorien und Nädertiere wurden längere Zeit einer Temperatur von 60 Grad ausgesetzt, Insekten von 27 Grad, sie waren selbstverständlich bei dieser Temperatur durch und durch gefroren, erwachten aber doch beim Auftauen zu neuem Leben. Eine Schlange vertrug eine Temperatur von 25 Grad, Frösche von 18 Grad, ohne zu sterben. Eine ganze Anzahl Süßwasserfische, die in einem Eisblock eingefroren waren, wurden bis zu 15 Grad abgeföhlt; es wurde durch sorgfältige Untersuchungen festgestellt, daß alle Teile des Körpers, alle Organe, sich in festem, hartgefrorenem Zustande befanden, und doch lebten diese Fische nach dem Auftauen wieder auf und schwammen munter umher. Einen analogen Vorgang können wir in jedem einigermaßen strengen Winter beobachten. Dann friert in quellenlosen Tümpeln und Teichen das Wasser bis auf den Grund aus und die in demselben befindlichen Ellritzen, Schmerlen, Karauschen, Schleie und anderen Fische sind dann tagelang wochenlang in dem Eisblock eingefroren, tritt Tauwetter ein, dann schwimmen sie bald wieder munter umher, nur ihre Magerkeit und das Verblaffen der Farben verraten, daß sie dem tätigen Leben eine Zeitlang nicht angehört haben.

Nach den Versuchen Bictets ertrugen Schnecken in ihrer Schale sogar tagelang eine Temperatur von 110 bis 120 Grad ohne Schaden, aber nur, wenn das Gehäuse gänzlich unverletzt war, bei nur etwas verletzter Schale starben die Tiere binnen kurzer Zeit. Eigentümlicherweise zeigten sich Vogeleier sehr empfindlich gegen

Kälte, kein Eis, unter 2 Grad abgekühlt, konnte zur Entwidlung gebracht werden. Insekteneier dagegen konnten schadlos eine ziemlich strenge Kälte aushalten. Die Eier des Seidenspinners kamen noch aus, nachdem sie längere Zeit in einer Temperatur von 40 Grad gebracht hatten, während die in einigen Eiern befindlichen Schmarotzer bei dieser Temperatur umkamen; eine Entdeckung, die sich übrigens die Seidenzüchter schon lange zur Nutzen gemacht haben. Die zähesten aller Lebewesen, die Mikroben, Bazillen mit ihren Keimen und Sporen konnten überhaupt nicht alle durch Kälte getötet werden. Sie wurden in flüssiger Luft der ungeheuren Temperatur von 213 Grad ausgesetzt und trotzdem lebten sie nachher wieder auf, als sei nichts mit ihnen geschehen.

In allen diesen Fällen können wir nicht mehr von einem ruhenden Leben sprechen, sondern wir müssen es absolut ein Aufhören des Lebens nennen, denn bei diesen Temperaturen zu Eis erstarrt, können die Organe auch nicht mehr im geringsten tätig sein, das Leben ist also völlig ausgelöscht. Wie eine Maschine durch einen gewaltsamen Eingriff zum Stillstand gebracht wird, so ist auch hier die Lebenstätigkeit vollständig eingestellt worden, und wie die Maschine wieder in Gang gebracht werden kann, so kann auch hier die Lebenstätigkeit von neuem beginnen. Da es feststeht, daß bei einer Temperatur von -100 Grad sämtliche chemischen Erscheinungen ohne Ausnahme aufhören, so müssen sie natürlich auch in den bis zu dieser und unter diese Temperatur hinaus abgekühlten Organismen aufgehört haben; die Organismen müssen also tot sein — sie sind es aber nicht, sondern sie geben den unzweifelhaften Beweis, daß manche Lebewesen in einen Zustand versetzt werden können, der weder die Bezeichnung Leben, noch den Namen Tod verdient, einen Zustand, den die Wissenschaft bis jetzt noch nicht erklären kann und der uns bisher noch als geheimnisvolles Rätsel erscheint.

vollständigen, indem man ihm ein geschlitztes Nieder ansetzt. Unsere Abbildung vermag leider nur eine sehr unvollkommene Vorstellung zu geben von der harmonischen Gesamtwirkung dieser Hängerform in Verbindung mit einer leicht faltig gearbeiteten Bluse, die — wenn irgend möglich — im gleichen Farbenton zu halten ist. Die in Nr. 100 des Unterhaltungsblattes beschriebene Kimono- oder Ruffenbluse eignet sich vorzüglich hierzu. Es sieht gut aus, wenn man den Blusenstoff ganz wenig aus den Schlitzen des Spangennieders hervorruft. Kleidlich und originell ist bei unserer Form auch das Uebergreifen der Spangen auf den Armel. Zur Abwechslung kann man auch eine Bluse über Rock und Nieder ziehen und — wie in Nr. 100 empfohlen — mit einem Gürtel oder dergl. unter der Brust abschließen lassen.

Das Nieder wird aus dem Stoff des Rockes geschnitten und mit diesem zusammengenäht. An Stoff braucht man dazu etwa 1/2 Meter. Es hat vorn 7, hinten 4 bogenförmige Ausschnitte. Sämtliche Ränder des Nieders und der Ausschnitte werden mit Soutache oder schrägen Seidenstreifen sauber gemacht, die nach rückwärts gut vernäht sein müssen. Die obere Rundung ist ein wenig einzuhalten, während man unten die Spangen etwas zusammenschieben kann. Zuletzt wird die Kermelspange (X auf X treffend) an der Achsel des Nieders festgesteppt.

Kleines feuilleton.

Verkehrswesen.

Wie steht es um den Panamakanal? Auf dem großen Arbeitsfelde des Panamakanals wird jetzt an den großen Schleusen und dem mit ihnen verbundenen Staudamm bei dem Ort Gatun gebaut. Nach dem letzten Bericht, den der Ingenieur Waldo im „Engineering Magazine“ veröffentlicht hat, ist im Laufe dieses Jahres ein erheblicher Fortschritt an diesen ungeheuren Anlagen zu verzeichnen gewesen. Die drei Schleusen bei Gatun, die das Gefälle nach der Seite des Atlantischen Ozeans zu regeln haben, teilen sich in die Ueberwindung eines Höhenunterschiedes von 85 Fuß oder rund 25 Metern, während die Schleusen auf der pazifischen Seite fast genau denselben Betrag in zwei Stufen bezwingen. Den Absichten der Anlage entsprechend sind die Ausmessungen der Schleusen ungewöhnlich groß, nämlich 300 Meter Länge und 33 Meter Breite, so daß die größten Dampfer, die bisher gebaut worden sind und etwa 270 Meter Länge und 27 Meter Breite haben, noch reichlichen Platz in diesen Schleusen finden würden. Es wird damit gerechnet, daß die Befahrung der Schleusen von Gatun ungefähr anderthalb Stunden in Anspruch nehmen wird. Da für die pazifischen Schleusen dasselbe gilt, so würde für die Hebung bzw. Senkung der Schiffe bei der Kanaldurchfahrt im ganzen eine Zeit von drei Stunden nötig sein, und die gesamte Kanalfahrt dürfte nicht mehr als 10 bis 20 Stunden erfordern. Die Eisenbahn legt die Strecke von einem Ozean zum andern in 2 1/2 Stunden zurück. Die Zeit, in der die Schleusen gefüllt werden können, ist von grundlegender Bedeutung für ihre Leistungsfähigkeit und damit auch für die des ganzen Kanalbaues. Nach der Angabe von Waldo nimmt die Füllung einer Schleusenlammer etwa eine Viertelstunde in Anspruch, kann aber auch zur Not in der Hälfte dieser Zeit bewirkt werden. Jedenfalls rechnet man damit, daß im ganzen 48 Durchschleusungen täglich vorgenommen werden können, und auf Grund dieser Annahme würde die Leistungsfähigkeit des Kanals für eine Flotte von 80 Millionen Tonnen ausreichen, während der Suezkanal nur 21 Millionen Tonnen zu befördern vermag, der Kanal von Sault Saint Marie zwischen dem Oberen See und dem Michigan- und Huron-See nur 40 Millionen Tonnen. Ob sich diese Rechnung für den Panamakanal als richtig erweisen wird, wird sich allerdings wohl erst aus der Praxis ergeben.

Billige Reformkleidung.

III.

Den in Nr. 70 des Unterhaltungsblattes beschriebenen einteiligen Reformrock kann man zu einem sehr hübschen Hänger ver-

